

Rezensionen

Volker Klotz: **Venus Maria. Auflebende Frauenstatuen in der Novellistik.** Bielefeld: Aisthesis Verlag 2000, 262 S., DM 29,80

Hinter dem lapidaren Titel *Venus Maria* verbirgt sich eine geballte Ladung literaturwissenschaftlichen Zündstoffs. Mit seiner sowohl diachronisch als auch synchronisch, also komparatistisch angelegten Studie über das Thema der Statuenverwandlung präsentiert der Theater- und Literaturwissenschaftler Volker Klotz seinem Lesepublikum ein hochinteressantes, stellenweise auch brisantes Gemisch aus kultursoziologischen Beobachtungen, gattungspoetischen Reflexionen und zündenden Einzelinterpretationen. Sein zentrales Interesse gilt einer besonderen Form des *Gestaltwandels* mythisch-literarischer Figuren: der Verwandlung von Frau zu Statue und umgekehrt. Seit Ovid, dem ersten Dichter, der dem rätselhaften Vorgang der Verwandlung ein großes Erzählwerk widmete, sind uns die Übergänge von einer Gestalt in eine andere als *Metamorphosen* geläufig. Ovid, so weist Klotz nach, kann insofern als Stammvater späterer Novellenkunst angesehen werden, als bereits bei ihm »Motor, Zeitpunkt und Zeitverlauf des Wunders« (241), wenn auch in anderer Richtung als in den novellistischen Fiktionen des 19. und 20. Jahrhunderts, eine zentrale Rolle spielen. Ovid bedient sich eines spezifischen Erzählmodus, um erfahrungswidrige Ereignisse wie die Versteinering der um den Verlust all ihrer Kinder trauernden Niobe oder die Verlebendigung der vom Bildhauer Pygmalion erschaffenen Frauenstatue sinnfällig zu machen: zunächst stellt er die Verwandlung als allmählichen

Prozess dar, in dem das Wunder fast unmerklich vonstatten geht. Genau diese Zerdehnung und Übernuancierung bewirkt jedoch ihr Gegenteil. Ein derart gestauter Ereignisfluss lässt die Wucht der Wende im Leben der Betroffenen umso jäh und irreversibel erscheinen. »Zwanglos vereint der antike Prototyp Novellist die sanfte Verwandlung durch Metamorphose mit der rabiatischen Verwandlung durch Mutation« (240). Zwei Jahrtausende später – so argumentiert Klotz auf der Grundlage von sieben für seine Zwecke ausgewählten Novellen – hat sich das Spannungsfeld verlagert. Neuartig sind sowohl die Machtverhältnisse (wer verwandelt wen?) als auch die Grenzen zwischen Alltäglichem und Wunderbarem, zwischen Außen- und Innenleben der Betroffenen. Für das Novellengeschehen ist nicht mehr maßgeblich, dass überhaupt und wer verwandelt wird, sondern wie und auf wen sich die Verwandlung *schicksalhaft* auswirkt.

Was die Lektüre dieses Buches zu einem außergewöhnlichen Vergnügen macht, ist die subtile, sprachlich höchst empfindsame und gleichzeitig lebendige Interpretationskunst seines Autors, eine *ars interpretandi*, die durchdrungen ist vom pädagogischen Eros des Lehrers, dem nicht nur sein Gegenstand, sondern in gleichem Maße dessen Vermittlung am Herzen liegt. Klotz' Erkenntnisinteresse richtet sich in erster Linie auf gattungspoetische Phänomene. Er fragt: »Was macht das unverwechselbare Profil der Novelle aus, auch und gerade wenn sie Seitensprünge unternimmt abseits vom herkömmlichen Weg?« Hier spielt der Autor auf die Anziehungskraft des scheinbar novellenfremden Bereichs des

Wunders bzw. des Wunderbaren an. »Was bringt [die Novelle] erzählerisch zum Vorschein im Unterschied zu benachbarten Gattungen der Epik?« Bei dieser Frage geht es Klotz um die Abgrenzungen zum Märchen, Feenmärchen und zur Legende. »Welche Richtung nimmt der geschichtliche Verlauf der Novelle neuerdings, und reicht ihre Vorgeschichte nicht doch noch weit hinter den notorischen Stammvater Boccaccio zurück, nämlich bis zu Ovids Metamorphosen?« (alle Zitate 12)

Klotz fokussiert seine gattungsbezogenen Fragestellungen auf ein bestimmtes Sujet, das uns schon lange vor Ovid in mythischen und religiösen Darstellungen der Antike begegnet: das Sujet der versteinerten und/oder entsteinerten Frau, der reglosen weiblichen Statue, die zeitweilig auflebt, um ins Leben ringsum einzugreifen. Zweierlei ist an diesem Sujet auffällig: es verliert nach Ovid die »Wucht eines existenzerschütternden, physischen und physiologischen Gewaltakts« (36). Erst in der gegen Ende des 18. Jahrhunderts sich erneuernden Novellenkunst wird das brisante Potential des Sujets wiederentdeckt, buchstäblich re-novelliert. Und: das Sujet der auflebenden Statue ist generell einer geschlechterspezifischen Fixierung unterworfen. Subjekt und Objekt der vom Autor herangezogenen novellistischen Metamorphosen sind – bis auf eine späte Ausnahme – durchweg göttliche Frauen, Venus- oder Mariengestalten. Bei den von Klotz ausgewählten sieben Meistern novellistischer Erzählkunst »quer durch Europa und noch darüber hinaus« (43) handelt es sich um: Joseph von Eichendorff (*Das Marmorbild*, 1819), Prosper Mérimée (*Vénus d'Ille*, 1837), Franz von Gaudy (*Frau Venus*, 1838), Gustavo Adolfo Bécquer (*La Ajorca de Oro/ Der Goldene Armreif*, 1871), Gottfried Keller (*Sieben Legenden*, 1872, [darunter: *Eugenia, Die Jungfrau als Ritter,*

Die Jungfrau und der Teufel, Die Jungfrau und die Nonne)), José Maria Eça de Queiróz (*O defunto/Der Gehenkte*, 1895) und schließlich Carlos Fuentes (*Chac Mool*, 1972). Bei Eichendorff, Mérimée und Gaudy ist es Venus, die unter die Menschen tritt, um sie zu verwirren, aus ihrer Bahn zu werfen, sogar um sie zu töten, aber auch, sie zu versöhnen, bei Bécquer, Keller und Eça de Queiróz ist es die Jungfrau Maria, die ganz ähnliche Rollen übernimmt. Wie wir wissen, hat es hier immer schon eine Verschränkung gegeben: der Marienkult ist erotisch und der Liebeskult religiös, zumal in der Kultur iberischer Länder.

Einzig die steinerne Skulptur des Regengottes der Mayas, Chac Mool, in der gleichnamigen Novelle des mexikanischen Autors Fuentes ist ein männliches, dazu noch auffällig hässliches und abstoßendes Gegenbild zu den weiblichen Gottheiten Venus und Maria. Ich hätte mir gewünscht, dass Klotz dieser grundsätzlichen, d. h. nicht metamorphotisch produzierten Geschlechterdifferenz ein wenig mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Er konstatiert sie zwar, aber die Erklärung für den Paradigmawechsel bleibt er uns letztendlich schuldig. Auch seine Einschätzung, dass es sich bei *Chac Mool* um die erste männliche Statuenverwandlung in der Geschichte der Novellistik handele (207), kann nicht umstandslos nachvollzogen werden, da sie nur unter Verzicht auf die Berücksichtigung der äußerst facettenreichen novellistischen Gestaltung des Golem-Motivs im 19. Jahrhundert zustande kommt, das viele Berührungspunkte mit dem Sujet der auflebenden Frauenstatuen aufweist (Doppelgängerfunktion, Spannung zwischen Schöpfer und Geschöpf, zwischen Mythos und Geschichte usw.), auch wenn es sich bei Golem im eigentlichen Sinne nicht um eine göttliche Figur handelt. Der Golem tritt in diesen Novellen in

weiblicher oder männlicher Gestalt auf. Es ist anzunehmen, dass eine Analyse und Interpretation seiner jeweiligen geschlechterspezifischen Erscheinungsformen auch ein erhellendes Licht auf die Differenz zwischen Venus/Maria und Chac Mool in der von Klotz untersuchten Novellistik über auflebende Frauenstatuen werfen könnte. Hier wäre ein Anknüpfungspunkt für weitergehende Forschungen über einen Gegenstand, dessen äußere Konturen und innere Beschaffenheit Klotz erstmals herausgearbeitet hat, wissenschaftlich gleichermaßen fundiert wie differenziert, vor allem aber in selten schöner Plastizität.

Anna Maria Stuby

Bettina Mathes: Verhandlungen mit Faust. Geschlechterverhältnisse in der Kultur der Frühen Neuzeit.

Frankfurt/Main: Ulrike Helmer Verlag 2001, 229 S., DM 39,80

Bettina Mathes analysiert am Beispiel des vielfach verarbeiteten und rezipierten Faust-Stoffes Geschlechterverhältnisse in der Kultur der Spätrenaissance. Bei der *Historia von D. Johann Fausten* handelt es sich um einen Druck aus dem 16. Jahrhundert, der die überlieferten Anekdoten über Faust in einem der ersten Prosaromane in deutscher Sprache zusammengefasst hat. Ihre Analyse konzentriert sich auf die Ebene der symbolischen Repräsentation, die in den bisherigen Interpretationen der *Historia von D. Johann Fausten* ihrer Ansicht nach weitgehend ausgespart wurde. Mathes hat drei soziale und kulturelle Konstrukte für ihre Untersuchung gewählt, die in der *Historia* eine wichtige Rolle spielen: ‚Körper‘, ‚Visualität‘ und ‚Schuld‘.

Mit der Methode der »dekonstruktiven Lektüre« will Mathes herausarbeiten, »was der Text verschweigt, aber dennoch

nicht umhin kann zu sagen« (S. 9). Diese Methode gebraucht sie im Sinne der in den USA entstandenen Kulturpoetik, die Literatur historisiert, jedoch den historischen Kontext nicht wie der sozialgeschichtliche Ansatz in den Literaturwissenschaften als gegebenen »Hintergrund« des literarischen Textes voraussetzt. Den historischen Kontext zu rekonstruieren, ist also Teil der literaturwissenschaftlichen Analyse. Mathes, die Männlichkeiten in der Frühen Neuzeit analysiert, grenzt sich von der herkömmlichen ‚Männerforschung‘ ab, da diese den Paradigmenwechsel zur Geschlechterforschung noch nicht vollzogen habe und nach wie vor an der Verbindung von Männlichkeit (*gender*) und Mann (*sex*) festhalte.

Körper

In ihrem ersten Kapitel, das sich mit der symbolischen Repräsentation von ‚Körper‘ befasst, beschreibt die Autorin die Bedeutung sexueller Potenz für die Konstruktion von Männerkörpern in der Frühen Neuzeit. Indem sie die »epikurischen Kapitel« des Mittelteils der *Historia von D. Johann Fausten* im Dialog mit zeitgenössischen Quellen und historisch-anthropologischen Studien liest, richtet sie eine ganz neue Perspektive auf diesen Teil der *Historia*. Die dort beschriebenen sexuellen Abenteuer von Faust kategorisiert Mathes als »pornographische Phantasien«, da der Text eine völlig unrealistische Traumwelt darstelle und mit der Thematisierung sexueller Potenz einen wichtigen Aspekt normativer Männlichkeit artikuliere. Indem sie die aus den »pornografischen Episoden« der *Historia* ausgegrenzten Aspekte von Männlichkeit in ihre Analyse mit einbezieht, liest Mathes die dort dargestellte sexuelle Potenz des Faust, der alle Frauen eines türkischen Harems sexuell zu befriedigen vermag, eben nicht – wie die Oberfläche des Textes nahe legt – als Ausdruck ‚star-

ker' Männlichkeit. Im Gegenteil, sie zeigt, dass diese Episoden angesichts der starken Thematisierung männlicher Impotenz in den Texten der frühneuzeitlichen Heilkunde Ausdruck eines Gefährdungsdiskurses sind. Die am deutlichsten durch die Schamkapsel repräsentierte potente Männlichkeit (= ‚Phallus‘) war jedoch ‚fragil‘, d. h. umkämpft. So stand in frühneuzeitlichen Scheidungsprozessen Männlichkeit öffentlich zur Disposition, wenn ein Ehemann vor Gericht eine ‚Potenzprobe‘ ablegen musste.

Die Autorin zieht für ihre Überlegungen zu frühneuzeitlichen Geschlechterkonstruktionen nicht nur körper- bzw. medizingeschichtliche Studien heran, sondern differenziert die dort aufgestellten Thesen zum Teil mit einer erneuten Analyse der Primärtexte. So widerspricht Mathes der These Thomas Laqueurs von der »teleologischen Männlichkeit« im 16. und 17. Jahrhundert. Der von Laqueur festgestellten unangreifbaren Perfektion des Männerkörpers, setzt Mathes ihre These von der »Instabilität der Geschlechtskörper« entgegen (S. 49). Indem sie den Faust-Text mit dem medizinischen Diskurs der Frühen Neuzeit verschränkt, kann sie überzeugend zeigen, dass den Penis zu haben (*sex*), zu der Zeit nicht zwangsläufig bedeutete, auch den Phallus zu haben (*gender*) und umgekehrt. Männlichkeit musste demnach ständig erhalten und verteidigt werden.

Visualität

Entgegen der bisherigen abschätzigen Bewertungen der Reisekapitel, die nach Ansicht der Faust-ForscherInnen rückschrittlich seien, da sie weder neue Informationen über die angeführten Reiseziele enthielten noch sich die neue Zentralität des Sehens zu eigen gemacht hätten, betont Mathes, dass diese Passagen der *Historia* sehr aufschlussreich bezüglich der Geschichte des »Sehens« bzw. der

»Visualität« in der Spätrenaissance seien. So interessiert sich die Autorin weniger für das, *was* Faust sieht, dafür mehr für die Art und Weise, *wie* Faust sieht. Sie vertritt die These, dass der »gescheiterte Voyeurismus« in der *Historia* auch als »moderne Kritik an der Definitionsmacht des Blickes« gelesen werden könne. Eben mit der Zentralperspektive, welche eine mathematisch und geometrisch fundierte Anleitung zum ‚richtigen‘ Blicken darstellte, habe sich der »penetrierende männliche Blick« etabliert, der alle anderen Sinne überlagert habe. Die Seherfahrung von Faust stellt Mathes der frühneuzeitlichen Entwicklung des Sehens gegenüber, in der das Sehen zunehmend den Tastsinn überlagert und verdrängt habe. Sie betont im Weiteren, dass die in der Forschung als billige Zaubertricks belächelten »Verblendungen«, die Faust inszeniert, auf die Herausbildung des kulturellen Paradigmas der visuellen Potenz verweisen. Die am deutlichsten durch die Materialität der (Akt-)Darstellungen in der Renaissancemalerei zum Ausdruck gebrachte visuelle Potenz, habe – so Mathes – allmählich zu einer Überlagerung der sexuellen Potenz geführt. Allmählich habe somit eine Verschiebung der Signifikation des Phallus eingesetzt, indem die Potenzproben und auch die Schamkapsel verschwanden und im Zuge dessen der Penis als Signifikat des Phallus an Bedeutung verloren habe.

Schuld

Auch die symbolische Repräsentation von Schuld – so Bettina Mathes – sei durch eine »phallische Logik« strukturiert, indem eine Dichotomie von schuld *sein* und schuld *haben* konstruiert werde. Diese Logik, die eng mit der Geschichte der Schrift verknüpft sei, zeige sich am deutlichsten in der Hexendebatte des 16. und 17. Jahrhunderts. Auf der einen Seite wurde die »natürliche« Anfälligkeit des

weiblichen Körpers für die Schuld, auf der anderen Seite die Stärke des männlichen Willens zur Schuld konstruiert. Faust werde in der *Historia* ein starker Wille zur Schuld, also ein männlicher Schuldtypus, attestiert; gleichzeitig werden auch die Techniken der Schuldverdrängung dargestellt. So darf Faust seinen Forschungen nur unter der Bedingung nachgehen, dass er seine Erbschuld anerkennt. Mit der Figur Fausts wird nicht nur das schuldige Subjekt konstituiert. Auch kommen Emanzipationsbewegungen von der Schuld in der wissenschaftlichen Neugierde einerseits und in der Schuldverdrängung andererseits zum Ausdruck. Mathes stellt heraus, dass die *Historia* somit als »eine komplexe Inszenierung der christlichen Schuldproblematik« erscheine, indem besonders das eigene Leiden an der Schuld betont werde, das Christina von Braun als »Behagen in der Schuld« charakterisiert hat.

Erneut bestärkt Mathes mit ihrer Analyse der Schuldthematik im Faust ihre These der ‚fragilen‘ Männlichkeit, indem sie aufzeigt, dass Faust sowohl der Wille zur Schuld als auch das Schuldsein zugeschrieben werde.

Mit ihrer Studie macht Bettina Mathes erneut deutlich, dass besonders das Forschen nach Männlichkeiten einen geschlechtergeschichtlichen Ansatz erfordert, da Männlichkeiten – stärker noch als Weiblichkeiten – über die Konstruktion des ‚Anderen‘ hergestellt wurden, daher selten auf der ‚Oberfläche‘ des Textes in Erscheinung treten. Indem Mathes gerade – dem Ansatz der Pluralität von Männlichkeit folgend – die vom Text ausgegrenzten Aspekte von Männlichkeit rekonstruiert, leistet sie einen wichtigen Beitrag zur Geschlechtergeschichte der Frühen Neuzeit. Mathes kann zeigen, dass auf der Ebene der symbolischen Repräsentation in der Spätrenaissance die

Grenzen zwischen den Geschlechtern erst neu gezogen wurden. In dieser Umbruchzeit war Männlichkeit ein ‚fragiles‘ Konstrukt. Die Männlichkeit war – wie auch schon die Studien Heide Wunders und Ulrike Gleixners zur sozialen Praxis gezeigt haben – ‚umkämpft‘ und musste immer wieder neu hergestellt werden. Mit ihrem »transdisziplinären« Forschungsansatz zeigt Bettina Mathes in produktiver Weise die Verknüpfung der Wissenssysteme in der Frühen Neuzeit auf. Auch erschließt sie über die Geschlechterperspektive für die Figur des D. Johann Fausten und für die *Historia* insgesamt neue Bedeutungshorizonte.

Karen Nolte

Heide Wunder: **Der andere Blick auf die Frühe Neuzeit. Forschungen 1974–1995**, herausgegeben und eingeleitet von Barbara Hoffmann/Renate Dürr/Ulrike Gleixner/Helga Zöttlein. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 1999, 355 S., DM 48,-

Anstatt die innovative Wissenschaftlerin mit einer traditionellen Festschrift zu würdigen, haben *Schülerinnen* Heide Wunders ihren sechzigsten Geburtstag zum Anlass genommen, sich mit vorliegender Publikation für ihre Unterstützung und ihr Engagement zu bedanken. Ein Engagement ohne dem, so die englische Historikerin Lyndal Roper im Vorwort, die Geschlechterforschung zum mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Deutschland nicht existieren würde. (9) Dem ist, wenn vielleicht auch nicht in dieser Ausschließlichkeit, nur zuzustimmen. Bereits in den frühen achtziger Jahren, als die deutschsprachige Frauengeschichte noch primär auf das 19. und 20. Jahrhundert beschränkt war, initiierte Heide Wunder erste Konferenzen und Arbeitskreise, die StudentInnen wie Kol-

legInnen zu einem geschlechtergeschichtlichen Blick auf vormoderne Jahrhunderte motivierten und ihnen einen Ort der Kommunikation und Reflexion boten. Mit der gemeinsam mit Karin Hausen und Gisela Bock 1992 gestarteten Reihe *Geschichte und Geschlechter*, in der bisher 34 Bände erschienen sind, eröffnete sie ihren Mentees zudem einen renommierten Publikationsort. Zuzustimmen ist auch Lyndal Ropers Betonung ihrer Fähigkeiten zur Vermittlung und produktiven Kritik. Im Gegensatz zu manchen KollegInnen, für die die viel-bemühnte Metapher, dass es keinen Königsweg der Erkenntnis gibt, theoretisches Postulat bleibt, ermutigte Heide Wunder ihre StudentInnen, eigene Wege zu gehen. Dass sie damit keine *Schule* im traditionellen Sinn begründete, sondern zur Lebendigkeit und Vielfalt der Historiographie vormoderner Geschlechtergeschichte wesentlich beitrug, verdeutlichte auch das zu ihren Ehren von SchülerInnen und KollegInnen organisierte Symposium *BlickWechsel: Frauen- und Geschlechtergeschichte – Allgemeine Geschichte. Bilanzen und Perspektiven* im September 1999 in Stuttgart-Hohenheim.

Diese thematische wie methodologisch-theoretische Offenheit kennzeichnet, wie die vorliegende Sammlung ihrer Aufsätze eindrucksvoll belegt, auch die Forschungen Heide Wunders. An den Beginn des ersten, von Renate Dürr eingeleiteten Abschnittes: *Ländliche Gesellschaften: Verhältnisse und Mentalitäten* haben die Herausgeberinnen Heide Wunders Analyse des ermländischen (1440–42) und des litauischen Bauernaufstandes (1551) aus dem Jahre 1983 gestellt. Heide Wunder demonstriert, dass die traditionelle Agrargeschichte sich gegenüber der Sozialgeschichte öffnen muss, will sie ein Verständnis für die Machtkämpfe und Machtverschiebungen entwickeln und erklären können, warum sich die Bauern

zu einem solidarischen Vorgehen gegen die Obrigkeit entschlossen hatten. Den Tagungstitel *Literatur und Volk* nimmt sie in einem 1985 publizierten Beitrag zum Ausgangspunkt, um den Begriff des Volkes zu hinterfragen bzw. – wie wir heute formulieren würden – zu dekonstruieren. Dem in der Forschung Mitte der achtziger Jahre vorherrschenden nostalgischen Bild frühneuzeitlicher Gesellschaften hält sie Zeugnisse aus Dorf- und Gemeindeordnungen wie auch aus Bußregistern entgegen, die belegen, dass die ländliche Gesellschaft weder harmonisch noch statisch, sondern eine *dynamische Gesellschaft* war (45). Um zu zeigen, dass es neben dem *Dorf* auch den *Bauern* nicht gab, kontrastiert Heide Wunder in einem ebenfalls 1985 publizierten Beitrag die literarische Figur des *dummen und schlauen Bauerns* mit der historischen Realität von Bauern. Ausgehend von der Frage, woher die Bauern den Mut nahmen, *ihren Herrn zu trotzen* (70), legt sie dar, wie die Bauern mit Rekurs auf das *gute alte Recht* ihre Forderungen als legitime präsentierten und der Rekurs auf das *göttliche Recht* ihnen das Instrument lieferte, ihren Widerstand zu legitimieren. Neben dieser *positiven*, ermächtigenden Funktion des Glaubens schildert sie auch die *Kehrseiten* des christlichen Weltbildes. Ein Text aus dem Jahre 1987, in welchem sie die traditionelle Annahme widerlegt, wonach sich das Kreditwesen erst in Folge der Agrarrevolution des 19. Jahrhunderts entwickelt habe, dokumentiert ihre Auseinandersetzung mit der Finanz- und Wirtschaftsgeschichte im engeren Sinn. Im letzten und damit auch jüngsten Beitrag dieses Abschnittes aus dem Jahr 1991 formuliert Heide Wunder konzeptionelle Überlegungen zur Erforschung ländlicher Gemeinden der Vormoderne. Dem Otto Brunnerschen Konzept des *Ganzen Hauses*, dessen Wirkmächtigkeit sie auf den herrschaftlichen Haushalt begrenzt wis-

sen will, hält sie ihre Beobachtungen entgegen, nach welchen sich seit dem 11./12. Jahrhundert die *Herausbildung des bäuerlichen Ehe- und Arbeitspaares* als Kern der bäuerlichen Organisation von Arbeit und Leben beobachten lasse (107).

Diese These schafft die Überleitung zum zweiten Abschnitt des Bandes, der von Barbara Hoffmann eingeleitet wird und dessen Klammer die historische Frauenforschung bildet. Am Beginn steht Heide Wunders Analyse eines Ausschnittes aus Caspar Hennenbergers *Landtaffel* (1595) aus dem Jahr 1977. Heide Wunder liest das von Hennenberger gezeichnete Bild als Bericht eines zeitgenössischen *Ethnographen*, für den die LitauerInnen gewissermaßen *Exoten* waren und als Kontrastfolie für seine Kritik an der deutschen bäuerlichen Bevölkerung dienen. Ihre Kenntnisse der ländlichen Gesellschaft Preußen-Litauen im 16. und 17. Jahrhundert motivieren sie, die Ausrichtung der Frauenforschung am Emanzipations-Metanarrativ wie auch die Annahme eines ahistorischen und universellen Patriarchats zu kritisieren. Warum die Denkfigur des Patriarchats für die Analyse von frühneuzeitlichen Zauberei- bzw. Hexenprozessen zu kurz greift, demonstriert Heide Wunder in einem Beitrag aus dem Jahre 1983. Anstatt Hexenprozesse eindimensional nur als *Ausdruck der Frauenfeindlichkeit einer patriarchalen Gesellschaft* zu begreifen, fordert sie eine Mikroanalyse des sozialen Kontextes und damit auch eine Berücksichtigung gesamtgesellschaftlicher Konflikte. Testamente und Leichenpredigten stehen im Mittelpunkt eines Beitrages aus dem Jahr 1993. Im Gegensatz zu den Testamenten, in denen die Testierenden sich als SünderInnen präsentieren, stilisieren sie sich in den Leichenpredigten als *Christenmenschen*, als ehrbare VertreterInnen ihres Geschlechts wie ihres Standes. Ihre These, dass den stilisierten Lebensläufen einzelner Frauen

eine normierende Wirkung zukam und die Leichenpredigten *Geschichte im Verständnis der Frühen Neuzeit* sind (167), stützt sie vor allem auf ihre gemeindeöffentliche Verkündigung. Im letzten, ebenfalls 1993 publizierten Beitrag dieses Abschnittes, resümiert Heide Wunder ihre Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Die Wurzeln des frühneuzeitlichen Haushaltens und Wirtschaftens sieht sie im bürgerlichen wie bäuerlichen *Hauswirtschaften des hohen Mittelalters*, dessen Kern *das Ehepaar als Arbeitspaar mit aufeinander verwiesenen Arbeitsrollen* bildete (175).

Der dritte Abschnitt *Allgemeine Geschichte: Neue Blicke* wird von Ulrike Gleixner eingeleitet. Die Relektüre des ersten Beitrags aus dem Jahr 1975, mit welchem Heide Wunder sich in die Feudalismusdebatte einschaltete, macht die Zeit- und Raumgebundenheit historischer Debatten besonders deutlich. Die Feudalismusdebatte hat – zumindest für mich – ihre *soziale Energie* (Stephen Greenblatt) verloren, ist heute nur mehr von wissenschaftshistorischem Interesse. Kaum an Aktualität eingebüßt hat dagegen der ebenfalls 1975 publizierte Artikel zur *Mentalität aufständischer Bauern*, der als programmatischer Artikel für die Abkehr von einer strukturfunktionalistischen Sozialgeschichte gelesen werden kann. Die Frage, wie durch eine Einbeziehung von Geschlecht als analytischer Kategorie die traditionellen Modelle der Periodisierung der europäischen Geschichte verändert werden müssten, diskutiert Heide Wunder am Beispiel des *Spätmittelalters* in einem Beitrag aus dem Jahr 1992. Ein erhaltener Gebetsteppich, fertiggestellt von Nonnen des Augustinerinnenstift Heiningen im Jahre 1516, dient ihr 1994 als Ausgangspunkt für ein Plädoyer, die Wissensbestände aus Gebetsgedenken und *Memoria* mit jenen der *res gestae*, der *eigentlichen Geschichtsschreibung* zu verknüpfen. Über-

legungen, wie der *Modernisierungsschub des historischen Denkens* im 18. Jahrhundert Frauen als Subjekte wie als Objekte der Geschichtsschreibung in Vergessenheit geraten ließ, entwickelt Heide Wunder in einem weiteren, ebenfalls 1994 publizierten Artikel. Wie sehr der zeitbezogene Standort der HistorikerInnen auf die Konzeption ihrer Gegenstände wirkt, zeigt Heide Wunder auch im letzten, in die Aufsatzsammlung aufgenommenen Beitrag aus dem Jahr 1995. Sie dekonstruiert das in der deutschen Geschichtswissenschaft nach wie vor wirkmächtige Konzept eines *agrarischen Dualismus* – ostelbische Gutsherrschaft versus altdeutsche Grundherrschaft – und sucht seine lange Wirkmächtigkeit zu erklären.

Die Aufsatzsammlung verdeutlicht nicht nur das breite Spektrum an Fragestellungen und Themenbereichen, mit denen sich Heide Wunder in den letzten Jahrzehnten beschäftigt hat, sondern auch ihren Spürsinn für Quellengruppen, die erst in den letzten Jahren verstärkt in den Blick der HistorikerInnen geraten sind. Das nochmalige Lesen ihrer Aufsätze macht gleichermaßen sichtbar, wie innovativ ihre Ansätze und Fragestellungen waren und teilweise auch heute noch sind und belegt, dass manchmal auch eine eher kleine Quellenbasis ausreichen kann, um herkömmliche Sichtweisen in Frage zu stellen. Indem Heide Wunder ihre Thesen vor allem im Dialog mit der traditionellen Geschichtsschreibung entwickelte, bietet die Aufsatzsammlung gleichzeitig einen Einblick in die deutsche Geschichtsschreibung der siebziger, achtziger und frühen neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts.

Andrea Griesebner

Anne Fleig: **Handlungs-Spiel-Räume. Dramen von Autorinnen im Theater des ausgehenden 18. Jahrhunderts.**

Würzburg: Königshausen und Neumann, 1999 (Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 270)

Wer sonnte sich nicht gerne im Glanz literarischer Halbbildung, wenn Bildung heutzutage schon nicht mehr zu haben ist. Wissen muss man z. B. um Goethes Freundschaft mit Charlotte von Stein während seiner ersten Weimarer Jahre und um das Zerwürfnis mit ihr nach seiner Flucht nach Italien. Das Wissen um Charlotte von Stein als Autorin von Dramen dagegen ist selbst für Literaturwissenschaftler verzichtbar, die auf die Goethezeit spezialisiert sind. Das könnte sich ändern. Zunächst bot Susanne Kords umfassende Bestandsaufnahme zu über 300 deutschsprachigen Dramatikerinnen des 18. und 19. Jahrhunderts (1992) Anlass für eine Reihe von Editionen und Spezialstudien. Mit Anne Fleigs Marburger Dissertation ‚Handlungs-Spiel-Räume‘ liegt nun eine Untersuchung vor, die die Brücke schlägt zwischen weiblich oder männlich konnotierten Zunftusancen und einer literarisch interessierten Öffentlichkeit. Fleig hat die kluge Entscheidung getroffen, Kontinuität und Paradigmenwechsel im dramatischen Schaffen von Frauen innerhalb eines überschaubaren Zeitraums, von 1770 bis 1800, zu analysieren. Für diese Phase weist sie mindestens 58 gedruckte Originalstücke und 21 Übersetzungen von 31 namentlich identifizierten Dramatikerinnen nach, die erstmals ermittelte Aufführung mindestens der Hälfte ihrer Stücke (Anhang A.1) wie deren zeitgenössische Rezensionen (Anhang A.2). Ein erster Teil der Arbeit widmet sich dem Theater und dem literarischen Markt, ein zweiter dem bislang bekannten Dramenkorpus von Autorinnen, ein dritter der Einzelinter-

pretation dramatischer Werke von Autorinnen, die für den dramen- und theatergeschichtlichen Wandel im ausgehenden 18. Jahrhundert repräsentativ sind.

I. Entscheidende Wendepunkte für die deutschsprachige Dramenproduktion insgesamt und parallel dazu für diejenige von Autorinnen lassen sich erkennen im Übergang von Wanderbühnen zu stehenden Theatern seit 1755/1770 und in der Konsolidierung der Theater in den 1790er Jahren, die – besonders unter dem Einfluss der Hofbühnen – zur allmählichen Angleichung und Verengung der Spielpläne und einem nunmehr moralisch und politisch stark reglementierten Theaterbetrieb führte. Der wachsende Bedarf an Bühnenstücken seit den 1770er Jahren resultierte in einem Anstieg der Dramenproduktion, an dem Autorinnen teilhatten. Begünstigt wurde dies durch die Praxis der anonymen Manuskripteinsendung, die geschlechtsunspezifische Zugangsmöglichkeiten zur Aufführung von Stücken eröffnete. Im Konkurrenzkampf der Bühnen um neue Stücke war der Druck der Dramen nach der Aufführung die Regel, zumal der geringe Probeaufwand angesichts eines Pensums von beispielsweise 129 verschiedenen Rollen an 172 Abenden innerhalb von 18 Monaten, von dem Karoline Schulze-Kummerfeld berichtet, einen Rückgriff auf Stegreiftechniken zur Überbrückung von Gedächtnislücken nachgerade erzwang. Was das Publikum nicht kennt, kann es nicht einklagen. Erst als sich gegen Ende des Jahrhunderts mit der wachsenden Bedeutung des Buchmarkts die von Gottsched im Interesse der Qualitätskontrolle und Zensur längst geforderte Drucklegung der zu spielenden Dramen durchsetzte, ging die Zahl der aufgeführten Stücke von Frauen erheblich zurück. Ein mit der Kanonisierung nur weniger Autoren verbundener Ausschlussprozess hat dazu geführt, dass die Mehrzahl der Dramatiker

und alle Dramatikerinnen des 18. Jahrhunderts heute weithin unbekannt sind. Paratexte haben zur Fehleinschätzung beigetragen, die Gattung Drama sei kein Terrain für das weibliche Geschlecht gewesen. Dies gilt vor allem für die nur für den Druck von Stücken relevanten Vorreden männlicher Herausgeber, die mit Topoi affektierter weiblicher Bescheidenheit gespickt sind; Fleigs Vorwort verwandelt sich diesem Rededuktus launig an.

II. Während sich für die Dramenproduktion und Theaterpraxis ein Zusammenhang von Gattung und Geschlecht nur insofern konstruieren lässt, als sich mehr Männer als Frauen der Schriftstellerei widmeten, ist die genre/gender-Frage für die Dramenentwürfe von Autorinnen sehr wohl bedeutsam. Hier gibt es Handlungsspielräume für frauenspezifische Erfahrungen, wobei für die früheren Dramen eine Problematisierung der Familie typisch ist. Im Vergleich zu Autoren werten Autorinnen Frauenrollen in der Figurenkonstellation auf. Dominieren bei Dramatikern die Vater-Tochter/Vater-Sohn- und Bruder-Konflikte, die sich mit ständepolitischen Prärogativen verbinden, so stehen bei Autorinnen die keineswegs idealisierten Mütter und die gewalttätigen Praktiken von Männern im Mittelpunkt. Es wird kein Zufall sein, dass sich etwa ein Drittel der Dramatikerinnen hat scheiden lassen. Die Autorinnen schleusen ihre Anliegen in die jeweils gefragten Dramentypen ein – und im 18. Jahrhundert sind Lustspiele in allen Variationen en vogue, die gattungspoetisch auf der Schnittfläche von Privatheit und Öffentlichkeit angesiedelt sind. Letztlich geht es in diesen Familiendramen immer um das Verhältnis von Tugend und Geld. Tränenreiche Empfindsamkeit überschwemmt geschlechtsspezifische Gewaltverhältnisse, und die Dramatikerinnen lassen keinen Zweifel daran, dass ein Happyend – werde es auf dem Lande, in einer Ritterburg

oder im Orient, offenbar nie in einem Handelskontor, in Szene gesetzt – den Geschlechterkampf mitnichten befriedet. Vermisst habe ich in diesem Überblicksteil Überlegungen zur freiwilligen und unfreiwilligen Komik in Dramen von Frauen. Hier scheint mir die Nähe zu Sturm-und-Drang-Autoren evident, mithin das Nachdenken über nicht geschlechtsspezifische Ausschlussmechanismen lohnend zu sein.

III. Einzelinterpretationen. Der aufhaltsame Aufstieg von Dramatikerinnen mag an zwei Beispielen kurz illustriert werden. Zunächst dem der Friederike Sophie Hensel, später Seyler. Als eine auch von Lessing hochgerühmte Schauspielerinnen zählt sie zu dem Fünftel unter den Autorinnen, die von der Bühnenpraxis etwas verstanden. Herausragend ist ihr recht häufig aufgeführtes Drama ‚Die Entführung oder die zärtliche Mutter‘ (Zweitfassung 1772) nach englischer Vorlage, in dem sie den empfindsamen Diskurs mit der ganzen Maschinerie von verfolgter Unschuld, ländlich-weiblicher Tugend und lüsternem Lord um eine dem Tugendrigorismus verfallene Mutterfigur zentriert. Die einzig Glückliche ist am Ende die Tochter Karoline, weil sie über all dem den Verstand verloren hat. Repräsentativ für den hohen Anteil adliger Damen unter den Autorinnen und deren schwindenden Erfolg ist Charlotte von Stein. Ihr Drama ‚Dido‘ (1794) gehört zu den wenigen von Frauen verfassten Trauerspielen. Schiller befürwortete vergeblich eine Aufführung und Publikation, überliefert ist es als Anhang zu Goethes Briefen. Als ‚Anti-Iphigenie‘, die einer alternativen Stofftradition zu Vergils ‚Aeneis‘ folgt, gestaltet ‚Dido‘ die barbarische Aggression eines machthungrigen Despoten gegen eine vollkommene Frauenherrschaft in Karthago und feiert den Selbstmord der Titelfigur als Opfer für das Staatswohl. Es handelt sich um die kom-

plexe Utopie einer weiblichen Klassik, deren humanistische Ideale an einer gewalttätigen und korrupten Männerwelt scheitern. Aufmerksamkeit hat die Tragödie indes vor allem als Schlüsseltext erregt, der neben anderen Personen der Weimarer Gesellschaft den Dichter Ogon/Goethe als opportunistischen Hofintellektuellen persifliert.

Fleigs Buch regt zur Lektüre der weithin unbekannteren Werke von Dramatikerinnen des 18. Jahrhunderts an. Durch ihre differenzierte Diskussion des Zusammenhangs von Gattung und Geschlecht und den komparatistischen Ansatz, der Dramen von Frauen in Beziehung zu Werken von Autoren setzt und deren gemeinsame bühnenpraktische Voraussetzungen hervorhebt, animiert sie in ansprechender Weise dazu, unsere Urteile über das Drama des 18. Jahrhunderts als Vorurteile über Bord zu werfen.

Maria E. Müller

Heike Kahlert/Claudia Lenz (Hrsg.):
**Neubestimmungen des Politischen.
 Denkbewegungen im Dialog mit
 Hannah Arendt.** Königstein/Taunus:
 Ulrike Helmer Verlag 2001

Um es vorwegzunehmen: Dies ist ein längst überfälliges Buch, sowohl bezogen auf die deutschsprachige Arendt-Rezeption im Allgemeinen, als auch für die Diskussion über die Relevanz Arendts für die feministische Theoriebildung im Besonderen. Das Buch widerlegt das zuerst von Jürgen Habermas formulierte, fast schon kanonisch gewordene Verdikt, dass der Begriff des Politischen in Arendts hoffnungslos melancholischer Kritik der Moderne keinen gangbaren Weg für moderne Gesellschaften eröffne. Die Autorinnen beweisen das Gegenteil. Bereits die umfangreiche Einleitung, von Heike Kahlert und Claudia Lenz verfasst, legt

den Schwerpunkt auf das gesellschaftstheoretische Potenzial in Arendts Werk. Dabei orientieren sie sich an zwei Kardinalthesen, die beide von Seyla Benhabib in die Diskussion gebracht worden sind: dass nämlich die Aufgabe kritischer Theorie heute darin bestehe, sich Klarheit über die zeitgenössischen Politiken der Identität/Differenz zu verschaffen, und dass für dieses Unternehmen das Werk von Arendt einen ebenso notwendigen wie vielversprechenden Referenzpunkt darstelle. Arendts Kritik der Moderne begreife nämlich eine Dialektik der Aufklärung *sui generis*, die sich primär auf der Ebene der politischen Kultur und des modernen Nationalstaats abspiele. Kahlert und Lenz gelingt es, eine Arendt-Lektüre zu präsentieren, die sich nicht nur des Zusammenhangs von Erfahrung und Kritik in Arendts Werk bewusst ist, sondern die es versteht, Arendts Überlegungen zum Verhältnis von Identität und Differenz für den aktuellen Debattenzusammenhang fruchtbar zu machen. Auf diesem Wege gelangen die Autorinnen zu einer Neubestimmung des Politischen, »zu deren Grundanliegen die Repolitisierung und Demokratisierung der Geschlechterfrage gehört« (S. 7)

Nach der Einleitung ist der Band nach zwei Hauptthemen unterteilt: »Differenz(en) und Identität(en) zwischen Moderne und Postmoderne« und »Ansätze zur Reformulierung moderner Leitideen«. Im ersten Teil beschäftigen sich Tuija Pulkkinen, Sabine Hark, Sidonia Blättler, Christina Thürmer-Rohr und Andrea Günter aus unterschiedlichen Perspektiven mit dem Problem von Identität und Differenz im Arendtschen Werk. So präsentiert Tuija Pulkkinens Beitrag das merkwürdige Mischungsverhältnis von modernen und postmodernen Momenten in Arendts Begriff der Identität. Stelle Arendts Verwendung des klassischen Begriffs der Identität als »Ein-und-dasselbe-

sein« ein typisch modernes Element dar, so biete andererseits Arendts performative Handlungstheorie einen Anknüpfungspunkt für postmoderne Interpretationen, insofern in ihr individuelle Identität als Produkt der Beziehung zu anderen begriffen werde. Die Stärke dieses Aufsatzes, nämlich der gelungene Überblick über die verschiedenen Verwendungsweisen des Begriffs der Identität bei Arendt sowie über die Interpretationen ihres Identitätskonzepts in der Sekundärliteratur, stellt zugleich auch eine Schwäche dar, weil die jeweiligen geschichtlich-politischen und/oder kritisch-philosophischen Zusammenhänge nur sehr verkürzt beschrieben werden können.

Vor welchem geschichtlichen und politischen Kontext Arendt ihr dekonstruktiv-performatives Handlungskonzept entwickelt, steht im Zentrum des Beitrags von Sidonia Blättler. Hervorzuheben ist der Beitrag nicht nur wegen der Neubestimmung des Politikbegriffs auf der Basis von Arendts Kategorie der Pluralität, sondern auch wegen der philosophiegeschichtlichen Einordnung Arendts. Blättler wendet Arendts Konzept der Pluralität sowohl gegen die traditionelle Homogenitätsannahme eines weiblichen »Wir«, als auch gegen einen (post-)feministischen Politikbegriff, der die Vorstellung von Differenz und Vielfalt betont. Die »Anschlussfähigkeit« von Arendts Werk für den zeitgenössischen Feminismus bestehe gerade in der Art und Weise, wie Arendt den Universalismus der Aufklärung mit der Frage konfrontiere, wie sich die Idee der Menschheit politisch sinnvoll denken lässt. Das Kernstück bilde hier ein spezifischer Begriff von Pluralität: »Gegen eine unifizierende Menschheitsidee verteidigt sie [Arendt, W.M.] Differenzierungen und Partikularisierungen. Gegen die Atomisierung und Individualisierung hingegen betont sie die Notwendigkeit sowohl egalitärer Anerkennungsstrukturen als

auch gemeinsamer Weltbezüge.« (S. 120) Im selben Kontext, aber an einem anderen Zusammenhang demonstriert auch Christina Thürmer-Rohr Arendts Relevanz für die feministische Theorie. Arendts kategoriale Trennung des Politischen vom Ethnischen, im Besonderen ihre beißende Kritik des Verwandtschaftsprinzips als Grundlage des Politischen, korrespondiere mit dem Versuch, Pluralität als politisches Prinzip zu etablieren. Indem Arendt die »Menschlichkeit mit der Freundschaft« und nicht mit der Verwandtschaft, und die »Freundschaft mit dem Politischen statt mit dem Privaten« verbinde, eröffne sich eine Perspektive politischer Gestaltung, die heute – da Globalisierung und ethnische Fragmentierung sich als die zwei Seiten derselben Medaille erweisen – von größter Aktualität sei. Gegen die zahlreichen feministischen Interpretationen, die Arendts geschlechtsblinde Reflexionen zum Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit kritisierten, weist Thürmer-Rohr überdies darauf hin, dass Arendts Denken sich erst dann erschließt, »wenn die inkriminierte Trennung des Privaten vom Politischen in weitere, nicht nur geschlechtsspezifische Kontexte gerät, wenn sie also aus ihren Zusammenhängen mit der modernen Geschichte des Antisemitismus, Rassismus und Totalitarismus nicht gelöst wird, wenn außerdem totalisierende Sichten und die Vorstellungen von einer exklusiven Einheit »Frau« überwunden werden können. Arendt bindet politisches Handeln an das Interesse an der Welt statt an soziale oder biologisierte Identitäten.« (S. 154)

In Sabine Harks Beitrag steht neben der Frage der Identität das Verständnis von Macht bei Arendt im Zentrum. Die Debatten über Identität kreisen immer auch um Fragen der politischen Handlungsfähigkeit und verweisen zugleich auf die Erosion von Identitätsmöglichkeiten

und Partizipationschancen. In ihnen wird deutlich, dass Identität und Kontingenzen zusammengehören. Identität ist keine fixe Größe, sondern flüchtiges Resultat historisch je kontingenter Praktiken und Institutionalisierungen. Allerdings droht Arendt von Hark dekonstruktivistisch vereinnahmt zu werden. Arendts dekonstruktiv-performatives Handlungs- und Identitätskonzept wird von ihr verkürzt, insofern Hark Arendts Grundsatz des Politischen ausblendet, dass »man sich immer nur als das wehren kann, als was man angegriffen wird.«

Die Beiträge von Claudia Lenz, Christina Schües, Heike Kahlert und Eva Senghaas-Knobloch bilden den zweiten Teil des Buches und stellen zugleich ein notwendiges Verbindungs- und/oder Korrekturmoment dar, insofern sie die dekonstruktivistischen Ansätze in Beziehung setzten zu Staat, Gesellschaft und Geschichte. In diesem Kontext steht auch Eva Senghaas-Knoblochs Beitrag. Angesichts des »fundamentalen Wandels der industriegesellschaftlichen in eine postindustriegesellschaftliche Konfiguration« stellt sie die Relevanz der Erwerbsarbeit für die Frauenemanzipation in den Vordergrund und fordert, dass »feministisches Denken sich in den Debatten über die Ablösung der Arbeitsgesellschaft durch eine *Tätigkeitsgesellschaft* verorten« muss. Über die Erwerbsarbeit hinaus müsse das gesamte Spektrum menschlicher Tätigkeiten gewürdigt werden. Kritisch an Arendts Analysen der *vita activa* und ihres Begriffs der Öffentlichkeit anknüpfend, geht es Senghaas-Knobloch um einen Blick aufs Ganze, insofern die Tätigkeiten jenseits der klassischen Lohnarbeit neu bewertet werden müssen.

Auf die Epiphänomene ökonomischer Globalisierung reflektiert auch Claudia Lenz. Sie verfolgt die Thesen, dass Nation und Arbeit mindestens »teilweise ihre Funktion als Garantinnen der Einbettung

persönlicher und gesellschaftlicher Existenz in einem sinnvollen Gesamtzusammenhang« eingebüßt haben und »dass Menschen verschiedenster Herkunft gleichermaßen überflüssig werden für das kapitalistische Verwertungssystem.« (S. 213) Die Attraktivität einer Narration der Abgrenzung und Überlegenheit würde dadurch erhöht. Mit Bezug auf Arendts Begriff des »storytelling« geht es Lenz um die Voraussetzung von Handlungsfähigkeiten, die einer kulturellen Form der Erinnerung an bereits stattgefundenes Handeln bedürfen und damit zugleich um die Möglichkeit der »Einschaltung« in die Geschichte. In einer Reflexion über die Bedeutung der Vergangenheit für die Herausbildung von Identität und Zugehörigkeit kommt sie zu dem Schluss, dass das Recht auf eine Stimme gleichbedeutend ist »mit der Autorisierung, bei der kollektiven Verhandlung gemeinsamer Angelegenheiten mitzuwirken und sich in das kollektive Gedächtnis des politischen Gemeinwesens einzuschreiben. Pluralität realisiert sich in der Möglichkeit des Einzelnen, die je eigene Geschichte als sinnvoll und bedeutsam zu erleben, aber erst indem sie ihren – historisch gewordenen – Sinn *öffentlich sagen*, treten Menschen in eine mit anderen geteilte Gegenwart ein, werden sie geschichts- und das heißt *handlungsmächtig*.« (S. 234)

Die Anerkennung und Durchsetzung der Menschenrechte durch politische Gemeinwesen ist das Thema von Christina Schües. Vor dem Hintergrund einer globalisierten Ökonomie, die nicht nur eine Schwächung der nationalstaatlichen Souveränität nach sich ziehe, sondern auch die historisch tradierten Sphären des Politischen unterminiere, zeige sich die Aktualität von Arendts Forderung nach einem einzigen Menschenrecht: das »Recht, Rechte zu haben.« (S. 245) Es verweist auf die Aporie, dass Menschen-

rechte zwar naturrechtlich und damit universal begründet, bisher jedoch nur nationalstaatlich garantiert werden konnten. Wie Christina Thürmer-Rohr stellt auch Christina Schües Arendts Konzept politischer Gleichheit in den Vordergrund: Menschenrechte basieren nicht auf dem Naturbegriff des Menschen, sondern sind als Resultat menschlichen Handelns zu begreifen.

Zweifellos ist es das Verdienst der Herausgeberinnen, den Horizont feministischer Denkbewegungen wieder für die politische Philosophie Hannah Arendts geöffnet zu haben. Ohne Übertreibung lässt sich sagen, dass das Buch ein Unternehmen fortsetzt, das mit dem von Bonnie Honig herausgegebenen Band »Feminist Interpretations of Hannah Arendt« 1995 begonnen wurde. Allerdings bleibt auch in diesem Sammelband Arendts Schlüsselwerk zu einer Kritik der Identitätspolitik zu sehr im Hintergrund: »Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft«. Am Beginn dieses Hauptwerks steht das Problem, wie die sogenannte »Judenfrage« die fragwürdige Ehre gewinnen konnte, die gesamte Vernichtungsmaschinerie der Nazis in Bewegung zu setzen. Damit stellte Arendt zugleich die Frage nach dem Verhältnis von Identität und Differenz ins Zentrum ihrer Analyse, die sie in erdrückender Weise im berühmten letzten Kapitel des Buches ausführt. Die Politik der Nazis gegen die Juden wird von ihr nicht nur als eine totalitäre Spielart von Identitätspolitik begriffen. Sie – und alles, was aus ihr folgte – gilt ihr vielmehr als der Archetyp von Identitätspolitik, dessen destruktives Potenzial noch in den harmloseren Varianten von heute fortwirkt.

Waltraud Meints

Melanie Unseld: **»Man töte dieses Weib« – Weiblichkeit und Tod in der Musik der Jahrhundertwende.** Stuttgart: Metzler 2001, 408 S, DM 78,-

»Alle Frauenfiguren, die Hand in Hand mit dem Tod durch die Musikgeschichte der Jahrhunderte defilieren, reagieren auf den Taumel der Irritationen, der die Zeitspanne des ausgehenden 19. Jahrhunderts bis zum zweiten Weltkrieg erfasst« (Unseld 2001: 15).

Ist »die Frau« eine Metapher? Im Falle der Musik und des Musiktheaters der Jahrhundertwende fungiert sie nachweislich jedenfalls als (zer-) störendes Prinzip, ewiges Prinzip, erlösendes Prinzip: ohnmächtig und mächtig ist sie persona non grata und Zentrum alles Poetischen zugleich. Da Musik eine Kunstform ist, die in hohem Maße Ideen transportiert, ist es nur konsequent, nach dem Konzept von Weiblichkeit in der Musik zu fragen. Und danach zu fragen, wie sich die ästhetische Interpretation eines gesellschaftlichen Verhältnisses im Zuge großer sozialer, politischer und ökonomischer Umwälzungen darstellt, drängt sich geradezu auf.

Bereits der Titel der Dissertationsschrift von Melanie Unseld legt den Verdacht nahe, dass die Konstruktionen »Weiblichkeit« und »Tod« unheilvoll miteinander verbunden sind: In beiden Fällen handelt es sich um definierte Zustände, die die männliche Ordnung bedrohen und dringend bekämpft werden müssen. Herodes, der schwache Herrscher, in blinder Hingabe an den Liebreiz seiner kleinen Prinzessin Salome, gewährt ihr jeden Wunsch für den ihn betörenden Schleiertanz. Sie fordert den Kopf des Propheten, um endlich den begehrten Mund zu küssen. Herodes' inzestuöses Begehren findet seine Fortsetzung in Prinzessin Salomes gesteigerter Perversion: Sie küsst den Mund des auf Vater-Befehl Getöteten und Herodes fordert sodann angewidert ihre Vernichtung. Vie-

les an dieser Szene führt zum Kern dessen, was das Thema »Weiblichkeit« und »Tod« ausmacht. Die Angst des Mannes vor dem Rätsel, oder in Unselds Terminologie: vor dem Rätsel-Weib. Angst vor dem Unbeherrschbaren, dem großen Draußen. Nicht nur im Falle des Herodes ist es auch die Angst vor dem Selbst, welches allerdings ungleich schwerer zu bekämpfen ist als das Andere, die Frau. Doch dies ist eigentlich schon das Ende der Entwicklung, die Unseld nachzuzeichnen versucht: wie sich der ideengeschichtliche Hintergrund des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts auch in der Musik und in der zeitspezifischen Auswahl und Bearbeitung von Bildern, Geschichten und Mythen widerspiegelt.

Im ersten und zweiten Teil spannt Unseld den theoretischen Bogen. Sie zeichnet einen Bilderbogen männlicher Suggestion nach, in dem sie zeigt, wie sich der Wandel vom mythischen zum poetischen Deutungsmuster vollzog. Indem sie die interpretatorischen Muster offenlegt, mit denen Männer versuch(t)en, Frauen zu fassen und unter Kontrolle zu bringen erarbeitet sie sich eine weitere These, nämlich die von der Frau als Grenzerfahrung. Genau an dieser Schnittstelle schließt sich der Kreis, oder besser gesagt, der Vergleich zwischen Frau und Tod – beide gelten dem männlichen Selbst als Grenzerfahrungen, gegen die nicht wirklich, also nicht endgültig, triumphiert werden kann (gemäß Adornos Begriff der Aufklärung: was wir nicht beherrschen können, das definieren wir uns zurecht). Von Strawinskys Frühlingsopfer hin zu Schönbergs und Strauss' zum Sterben verpflichteten Rätsel-Weibern und Janaceks Emilia Marty: Frauenfiguren sind als Typus zu einem ‚weißen Blatt‘ geworden, das unter der Prämisse, es sei ungezähmt, ewig gleich, destruktiv und namenlos (also ohne Persönlichkeit), der poetischen

Erzählung preisgegeben wird. Der dritte Teil der Untersuchung widmet sich ausführlicher dem Weib »mit unbändiger Lust am Wehtun« (etwa Alban Bergs Lulu) und der vierte schließlich dem Ewig-Weiblichen, dem Unveränderbaren, über alle Zeit und jeden gesellschaftlichen Fortschritt Erhabenen (etwa Janaceks Emilia Marty).

Unselde vollzieht gedanklich die Pathologisierung der Weiblichkeit durch die Psychoanalyse, wie z. B. auch Otto Weiningers Frauenhass, nach, um zu dokumentieren, aus welchem Stoff die Angst der patriarchalen Welt vor dem Schreckgespenst Ur-Weib ist. Weininger bietet ebenso wie die Psychoanalyse Sigmund Freuds eine Vorlage für Wissenschaftler und Künstler jener Umbruchszeit. Das Weibliche, als sozialer Antikörper und unstrukturierte sowie unpersönliche Natur als Gegenbild zum »Prinzip Mann« aufgebaut, dient als Projektionsfläche für männliche (Zukunfts-)Ängste einerseits und poetisierte Metapher für den »süßen« Tod oder eine andere Welt andererseits.

Während der Jahrhundertwende erlebt die Kunstform Oper eine Blütezeit, die sich deutlich auf die musikalische Experimentierfreude auswirkt, aber eben auch jener symbolischen Verbindung von Weiblichkeit und Tod (Morbidity) einen nie gekannten Stellenwert verschafft. Die Frau wird als Typus »zum poetischsten Thema der Welt« (24). Unselde zeigt, wie die femme fatale und ihre zartere Schwester, die femme fragile – zwei der klassischsten Stereotype bedrohlicher und sexualisierter Weiblichkeit – ihren Aufstieg in just dieser Umbruchszeit erleben: »Indem sie allein durch ihre Passivität die Irritation in ihrem männlichen Gegenüber auszulösen vermag, eignet sie sich (die femme fatale, Anm. S. R.) besonders gut für Projektionen« (164). Femme fatale und die etwas »mädchenhaftere« femme fragile sind Produkte der verunsicherten

patriarchalen Welt und finden in der Musik ebenso Eingang wie in die bildende Kunst oder der Literatur. Oftmals dient das eine Werk – etwa Wildes Theaterstück Salome – dem anderen – Strauss' gleichnamiger Oper – als Vorlage. Gerade bei den »Vertonungen« solcher literarischer Vorlagen wird deutlich, dass die musikalische Interpretation wiederum eine zweite Ebene der Sprache – der Notenschrift nämlich – einführt. So sind Strauss' Salome oder Elektra oder Bergs Lulu nicht nur der Erzählung gemäß monströse Rätsel-Weiber, sondern auch die geradezu beängstigenden Klanggewebe, in die sich jene Frauengestalten kleiden, brechen mit bisher gekannten Harmonien und legen so ihr zerrissenes Inneres offen. Angesichts der Fülle an Rätsel-Weibern in der musikalischen Literatur jener Zeit ist Unselds Erstaunen über die bisherige Blindheit der Musikwissenschaft verständlich: »Die Musikwissenschaft hat sich kaum an den Definitionsdiskussionen beteiligt, obwohl doch einige der prominentesten Vertreterinnen der femme fatale auftauchen: Carmen, Dalila, Salome, Elektra, Lulu und einige andere« (161).

Und genau hier steckt auch die spezifische Leistung dieser Publikation: Es handelt sich weniger um eine stringente Arbeit mit einer exakten Beweisführung, als vielmehr um eine große Zusammenschau von gesellschaftlichen Äußerungen einer bestimmten Periode, und sie begreift – völlig zurecht – die Musik als eine jener relevanten Lebensregungen, die uns wiederum Aufschluss erlauben über den Zustand einer Gesellschaft auf dem Weg in zwei Weltkriege. Erkenntnis-sucht bereitet den Weg für quasi-religiöse Mythen, Sehnsucht nach Ordnung und wenn diese Ordnung auch um den Preis der Misogynie und des Antisemitismus erkaufte wird.

Melanie Unselds ungenaue zeitliche Grenzziehung erscheint etwas willkürlich.

So verwundert es, dass ein Werk wie Wagners letzte Oper Parsifal nicht systematisch besprochen wird. Denn damit wäre klar geworden, dass auch Weininger und Freud nicht »vom Himmel gefallen« sind, sondern die Frau bereits einige Jahre früher zum gleichermaßen bedrohlichen und erlösenden Gegenpol alles Männlichen wurde. Die namenlose Urteufelin Kundry ist eine ewig herumirrende femme fatale, deren Fluch – sie hat den Heiland verlacht – sie von Welt zu Welt treibt, bis der erste Mann, der ihrer zerstörerischen Sexualität widerstehen kann, sie durch den Tod erlöst. Zurück bleibt eine reine Männergesellschaft. Hier hat sich Wagner bei der Interpretation der frühmittelalterlichen Quellen erhebliche Freiheiten herausgenommen, und es wäre wichtig, zu fragen: Warum gerade diese Auffassung der Gralbotin? Ein weiteres Manko ist die Gliederung: Sie bietet keinen hilfreichen Maßstab der Orientierung, da sie weder chronologisch noch stringent systematisch ist. Wenn überhaupt, dann ist sie thesenorientiert und hat dabei allerdings den Nachteil, dass man nach den Thesen im ganzen Werk suchen muss. Dabei passiert es der Autorin auch manchmal, dass sie im Vorwort noch über ihre eigene Mutmaßung zu staunen scheint und dieses Staunen schließlich zur These und letztlich (im Nachwort) zur Feststellung wird. Durchaus dramatisch und dem Topos angemessen, aber nicht unbedingt immer leserInnenfreundlich.

Susanne Rauscher

Eva Savelsberg, Siamend Hajo, Carsten Borck (Hrsg.): **Kurdische Frauen und das Bild der kurdischen Frau**. Münster: Lit Verlag 2000, 197 S., € 17,90

Die Auseinandersetzung mit kurdischen Frauenfragen beschränkte sich in den westlichen Sozialwissenschaften im Allge-

meinen und der Kurdologie im Einzelnen bis weit in die 1990er Jahre weitgehend auf Porträts und Lebensgeschichten einzelner Frauen sowie informative und praxisbezogene Beiträge kurdischer Politikerinnen und Aktivistinnen, denen es oft an Reflexion, Spezifik und Analysen fehlte. Der vorliegende Sammelband mit fünf historischen und drei aktuellen Beiträgen, herausgegeben von der Berliner Gesellschaft zur Förderung der Kurdologie, stellt insofern eine begrüßenswerte Neuerung dar.

Den gesamten Band durchzieht die Betrachtung zweier einander konträr gegenüberstehender und beide stark generalisierender Mythen bezüglich kurdischer Frauen: Da erscheint zum einen das Bild der unverschleierte, vergleichsweise selbstbewussten und gleichberechtigten Kurdin, wie es europäische Reiseberichte des neunzehnten Jahrhunderts hervorbrachten. Dieses Bild fand – wie im Vorwort der Herausgebenden deutlich gemacht – Eingang in den kurdischnationalistischen Diskurs und dient unter anderem ethnischer Abgrenzung. Dem entgegen steht das Bild der besonders unterdrückten und rechtlosen kurdischen Frau, wie es sich beispielsweise in den Spielfilmen des aus der Türkei stammenden Kurden Yilmaz Güney darstellt.

Martin van Bruinessen, einer der bekanntesten modernen Kurdologen, untersucht in seinem Beitrag anhand prominenter Beispiele weibliche Führungspersönlichkeiten in der kurdischen Geschichte. Er kommt zu dem Ergebnis, dass es sich in den historischen Fällen eher um eine Frage sozialer Schichtung als um eine Geschlechterfrage handelt. Auch das Aufkommen einzelner moderner politischer Führerinnen läßt eine positive, womöglich ethnisch begründete Verallgemeinerung der Geschlechterverhältnisse in der kurdischen Gesellschaft nicht zu.

In dem Beitrag von Christine Allison werden Frauenbilder in der mündlich überlieferten kurdischen Volksdichtung wie Märchen, Legenden und Volksliedern betrachtet. Ähnlich wie bei van Bruinessens Beispielen treten auch hier häufig Eigenschaften wie Stärke, Mut und Offenheit auf. Wie die Autorin richtig bemerkt, spiegelt Volksdichtung jedoch die Wirklichkeit nicht ungebrochen wider, und so kann auch hier lediglich vorsichtig eine Tendenz konstatiert werden.

Aus der Perspektive der auf Edward Said zurückgehenden verklärungskritischen Orientalismusdebatte vergleicht und analysiert Nazand Begikhani die Darstellungen kurdischer Frauen durch europäische Reisende im neunzehnten Jahrhundert. Trotz unvoreingenommener Herangehensweise hält die Autorin Kurdinnen für überwiegend positiv, aber durchaus realistisch weil facettenreich und unterschiedlich dargestellt. Ihre im Vergleich und in Unterscheidung zu Frauen benachbarter Ethnien meist vorteilhaft dargestellte soziale Stellung reicht jedoch offenbar aus, um als ethnisch differenter Bezugspunkt und Projektionsfläche für die Phantasien der überwiegend männlichen Reisenden zu dienen.

Die Ethnologinnen Lale Yalçın-Heckmann und Pauline van Gelder gehen der Frage nach, inwieweit neue Frauenbilder im Rahmen des kurdisch-nationalistischen Diskurses – wie er sich in der Türkei darstellt – entstanden sind. Exemplarisch stellen die Autorinnen die kurdische Guerillakämpferin, die Politikerin und die Mutter vor und setzen sie in Beziehung zu den fünf von Yuval-Davis und Anthias entworfenen Partizipationstypen von Frauen in ethno-nationalen Prozessen. Dabei wird insbesondere deutlich, in welchem Dilemma viele türkische und im übrigen iranische Kurdinnen leben, wenn sie sich zwischen der Aufrechterhaltung einer als authentisch-kurdisch

empfundenen kulturellen Eigenständigkeit und dem Streben nach politischer Mitbestimmung, Bildung und gesellschaftlicher Partizipation zu entscheiden haben. Erstere geht häufig mit fehlenden Bildungschancen und vielen anderen Nachteilen einher, während letztere oft genug die Aufgabe oder zumindest öffentliche Verleugnung ihrer ethnischen Zugehörigkeit als Kurdinnen bedeutet.

Auch Heidi Wedel, Politologin und Menschenrechtlerin, greift in ihrem Beitrag auf die vorgenannten fünf Kategorien zurück. Sie nimmt eine kritische Analyse des Kemalismus aus der Genderperspektive vor und bietet darüberhinaus einen Abriss über die Entwicklung der kurdischer Frauenbewegung in der Türkei. Dem tradierten gleichberechtigten Frauenimage stellt sie nüchterne Fakten gegenüber, indem sie beispielhaft auf die deutlich erhöhte weibliche Analphabetenquote und (in der Türkei illegale) Polygamiepraxis in den kurdischen Gebieten hinweist. Ihre Diskussion der komplexen Beziehungen von Frauenbefreiung und nationaler Befreiung ist theoretisch fundiert und bezieht Beispiele anderer Ethnien ein.

Shahrazad Mojab, Mitinitiatorin des International Kurdish Women's Studies Network betrachtet in ihrem Beitrag die Position von Frauen in der als »Republik von Mahabad« bekannt gewordenen, nur über einen Zeitraum von rund einem Jahr bestehenden kurdischen Republik, die 1946 auf heute iranischem Gebiet bestand. Mojab kommt auf der Basis eines akribischen Quellenstudiums zu dem Ergebnis, dass die feministische Bewegung in der Republik hinter der nationalistischen Bewegung zurückstand. Zu Recht reiht sie das von ihr untersuchte Beispiel in diesem Punkt vom Grundsatz her in die Gesamtheit nationalistische Bewegungen ein.

Andrea Fischer-Tahir untersucht in

einem detailliert recherchierten Aufsatz verschiedene Aspekte von Frauenpolitik kurdischer und nicht-kurdischer Parteien im Irak. Zum einen wird hier der Einfluss staatlicher Instrumente deutlich, der Kurden und Kurdinnen oft eher trennt als dass die Vorstellung ethnischer Zusammengehörigkeit sie eint. Zum anderen hebt Fischer-Tahir die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit (nicht nur) mittelöstlicher Frauenpolitik hervor. Mit dem positiv tradierten Frauenbild rechnet sie kurz und bündig ab, indem sie klarstellt, dass zum einen fehlende Verschleierung im Zusammenhang mit nomadischen und/oder agrarischen Lebensformen und nicht mit ethnischer Zugehörigkeit zu sehen ist und zum anderen Verschleierung kein Indiz für einen Grad an Gleichberechtigung sein muss. Von besonderem Informationswert in ihrem Beitrag ist die Darstellung spezifischer Formen der Zwangshe.

Ein Porträt der wohl bekanntesten politischen Gefangenen in der Türkei, der kurdischen Politikerin, ehemaligen Parlamentsabgeordneten und Trägerin internationaler Friedenspreise Leyla Zana durch die Mitherausgeberin Eva Savelsberg schließt den Sammelband ab. Zana, eine Symbolfigur, mit der sich auch die Beiträge von van Bruinessen und Yalçın-Heckmann/van Gelder befassen, deckt in gewisser Weise beide vielfach beschworenen und zu Anfang beschriebenen Frauenbilder ab. Im Alter von vierzehn Jahren gegen ihren Willen, aber traditionsgemäß mit einem um zwanzig Jahre älteren Cousin verheiratet, profilierte sich die Mutter zweier Kinder in kürzester Zeit zu einer internationalen Protagonistin in der kurdischen Frage und Hoffnungsträgerin im Rahmen meist einseitig geführter Lösungsbemühungen des bedeutendsten Konfliktes innerhalb der türkischen Republik. Ihre Haltung zur Frauenfrage erscheint ambivalent, auch

dies steht für eine ganze Reihe politisierter kurdischer Frauen wie Männer. Mancherorts erklärt sie die Befreiung der Frauen als unabdingbare Voraussetzung für demokratische gesellschaftliche Entfaltung, an anderer Stelle bezeichnet sie die Frauenfrage als nachrangig gegenüber nationalen Interessen.

Der Band bietet insbesondere Lesenden, die sich erstmalig mit der transnationalen kurdischen Ethnie befassen, einen guten Einstieg in historische und aktuelle gesellschaftliche Verhältnisse. Er führt ein in komplexe und heterogene Zusammenhänge einer überwiegend durch soziale Deprivation gekennzeichneten Gruppe, deren Angehörige auf bis zu vierzig Millionen Menschen geschätzt werden. Dem Anspruch, erstmals wissenschaftliches Augenmerk auf die durchaus spezifischen Geschlechterverhältnisse in der kurdischen Gesellschaft zu lenken, entsprechen Herausgeber(innen) und Autor(innen) durchaus. Neben der Behebung deutlicher Forschungslücken – gerade im Bereich empirischer Datenerhebung – bedarf es auch der noch engeren Verknüpfung mit aktuellen Konzepten der Frauen- und Geschlechterforschung, insbesondere bezogen auf den Mittleren Osten und andere islamische Kulturräume.

Birgit Ammann

Jutta Röser: Fernsehgewalt im gesellschaftlichen Kontext. Eine Cultural Studies-Analyse über Medienaneignung in Dominanzverhältnissen.

Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000; 352 S.; DM 56.–

»In kaum einem anderen Kontext kommt Geschlecht als Strukturkategorie eine so stabile Bedeutung zu wie in Bezug auf Inhalt, Nutzung und Rezeption von Mediengewalt. Und in kaum einem anderen Forschungsfeld bleibt dieses Gendering dermaßen ungeklärt wie in der Mediengewaltforschung insbesondere in der Wirkungsforschung.«

Mit diesen Sätzen fasst Jutta Röser in einem neueren Aufsatz grundlegende Leerstellen und Schief lagen der bisherigen Forschung über Mediengewalt zusammen und umreißt zugleich den Ausgangspunkt ihrer eigenen Fragestellung. Sie sieht zwei große Defizite im Mainstream der Mediengewaltforschung: Zum einen ein Gesellschaftsbild, das das Problem der Gewalt und damit auch der Mediengewalt außerhalb der Gesellschaft verortet und sie als dem (männlichen) Menschen immanent naturalisiert. Zum anderen sieht Röser das Festhalten der Medienwirkungsforschung an medienzentrierten Sichtweisen und die damit verbundene Vernachlässigung der Geschlechterkategorie als großes Manko. Dass das Verhältnis zu Gewalt und damit auch zu Mediengewalt in einem erheblichen Maße von gesellschaftlichen Kontexten, von Dominanzverhältnissen und Machtpositionen mitbestimmt wird, fließt in das herkömmliche theoretische und empirische Setting von Mediengewaltforschung kaum mit ein.

In einem gut recherchierten Forschungsüberblick stellt die Autorin fest, dass das Forschungsinteresse sich fast ausschließlich auf »Aggressivität als Wirkung des Konsums von Fernsehgewalt« (19) richtet. Mit dieser Aggressionszentrierung

wird dem Publikum implizit eine Täterempathie unterstellt. Es gibt wenig Aufmerksamkeit für Angst und Belastungsgefühle bei der Gewaltrezeption, und folglich sind Erklärungsmodelle für diese Gefühle nicht vorgesehen. Die Einseitigkeit der Fragestellung sowie die Begrenztheit der Konzepte schließen damit die Opferperspektive weitgehend aus, obwohl es deutliche Hinweise auf die Relevanz der Opferperspektive für Zuschauerinnen und auch Zuschauer gibt. Diese Engführung lässt als Wirkung also nur Reaktionen im Spektrum von Aggressionssteigerung bzw. -hemmung zu und thematisiert Angst mit androzentrischem Blick lediglich als »Angst-Lust«. Das Thema ‚Angst beim Medienkonsum‘ wird aber als von der Gewaltwirkungsforschung getrenntes Gebiet betrachtet. Insgesamt – so die Autorin – sei zu konstatieren, dass die Forschung die Aneignungsprozesse in ihren gesellschaftlichen Kontexten wie Geschlechterpositionen und subkulturelle Positionierungen weitgehend ausgeklammert hat.

Röser verdeutlicht mit einer von ihr durchgeführten Rezeptionsanalyse, wie Zuschauerinnen und Zuschauer Krimigewaltszenarien auf der Folie alltäglicher Erfahrungen und gesellschaftlicher Diskurse prüfen und mit der eigenen sozialen Position verbinden. Die Befunde der Untersuchung weisen auf geschlechtsgebundene Aneignungsweisen von Fernsehgewalt hin. Maßgeblich für die tendenziell unterschiedlichen Rezeptionsmodi von Frauen und Männern erscheint die Einbettung von Aneignungsprozessen in gesellschaftliche Bezüge, in Macht- bzw. Ohnmachterfahrungen. Immer wieder weist Röser darauf hin, in welchem Ausmaß die Medienwirkungsforschung solche Befunde ignoriert, obwohl sich daraus ganz offenkundig Fragen ergeben, die mit den präferierten theoretischen Modellen nicht zu beantworten sind. Sie

führt das in der Mediengewaltforschung beliebte Konzept der Risikogruppen-Analyse (Kunczik) an, das auf bestimmte soziale und familiäre Belastungssituationen verweist, die eine Aggressionssteigerung von Rezipienten durch Mediengewalt wahrscheinlich werden lassen. Dass diese These aber nur für den männlichen Teil dieser »Risikogruppe« zutrifft, wie Experten immer wieder betonen, fließt, so Röser, in die Theoriebildung nicht mit ein.

Indem die Studie »den gemeinsamen gesellschaftlichen Zusammenhang von Gewalt, Mediengewalt und ihrer Rezeption in den Mittelpunkt der Analyse« stellt (11), vollzieht sie einen Bruch mit den individualistischen, medienzentrierten Ansätzen der Mediengewaltforschung und zeigt Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichen Gewalt- und Machtstrukturen, den populären Gewalterzählungen des Fernsehens und ihrer Rezeption auf.

Röser entfaltet dazu eine theoretische Perspektive, die am Kommunikationsverständnis der Cultural Studies anknüpft und die den Blick für eine gesellschafts- und damit genderbezogene Analyse von Mediengewaltwirkung öffnet. Das zentrale Thema der im anglo-amerikanischen Raum entwickelten Cultural Studies ist das Verhältnis von Kultur, Medien und Macht. Für die feministische Forschung bietet dieser Denkansatz wichtige Referenzpunkte, um die Dimension der Machtverhältnisse und der Verknüpfung von Mikro- und Makroperspektive theoretisch fassbar zu machen. Röser beschreibt in Anlehnung an die Cultural Studies Rezeption als Positionierung des Subjekts im Spannungsfeld von Text und Kontext. Ihre Forschungsfrage lautet daher: In welche Kontexte stellen Rezipierende die Gewalterzählungen des Fernsehens? Besondere Aufmerksamkeit schenkt die Autorin dabei den strukturellen Bedingungen, die Rezipierende empfäng-

lich für bestimmte Positionierungen machen. Anhand ausgewählter Befunde ihrer Rezeptionsanalyse verdeutlicht sie die Prozesse der Kontextuierung und Positionierung in der Rezeption von Mediengewalt und zeigt, dass von allen RezipientInnen männliche (körperliche) Überlegenheit als selbstverständliches Deutungsmuster der Rezeption unterlegt wird, Geschlechterhierarchie damit naturalisiert und als unveränderbar konstituiert wird. Auf diesem Hintergrund positionieren sich Frauen und Männer in Bezug auf die medialen Gewaltszenen jedoch unterschiedlich: Während viele Frauen die Ohnmachtposition zunächst antizipieren, grenzen sich Männer vom unterlegenen weiblichen Status ab und tabuisieren gleichzeitig die Geschlechtsgebundenheit der Täterrolle. Frauen positionieren sich also innerhalb, Männer außerhalb zwischengeschlechtlicher Gewaltstrukturen. Hier schließen Röser's Beobachtungen auf zu den Grundannahmen der Mediengewaltforschung, die Gewaltverhältnisse innerhalb der Gesellschaft nicht zur Kenntnis nehmen will.

Röser hat mit ihrer Studie einen längst überfälligen und daher um so begrüßenswerteren Impuls für die Mediengewaltforschung gesetzt. Eine seit Jahren zu beobachtende theoretische und methodische Stagnation in diesem Forschungsbereich könnte mit den Ansätzen der Cultural Studies und unter Einbeziehung der Genderforschung überwunden werden. Es ist der Arbeit zu wünschen, dass sie nicht nur von der Frauen- und Geschlechterforschung, sondern zugleich von der Medienwirkungsforschung als das wahrgenommen wird, was sie (auch) ist: eine Provokation im besten Sinne, die hoffentlich zu lebhaften Debatten Anlass gibt.

Dagmar Beinzger

Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp: **Feministische Theorien zur Einführung**. 2. Aufl. Hamburg: Junius 2001. (= Zur Einführung; 213). 180 S. Euro 12,50.

Hinter dem Etikett »Feminismus« verbirgt sich bekanntlich in der Theoriebildung inzwischen ein ganzes Konglomerat unterschiedlichster Konzepte und Modelle. Die vorliegende Einführung deutet dies in ihrem Titel bereits an und führt auch eindrucklich und facettenreich aus, dass die von divergierenden theoretischen Hintergründen und subjektphilosophischen Grundlagen herkommenden einzelnen feministischen Theorien mitunter verschiedene Erkenntnisinteressen verfolgen. Dabei sehen die beiden Autorinnen das heterogene Feld der feministischen Theoriebildung durch eine gemeinsame Klammer verbunden: »Das interdisziplinäre Feld feministischer Theoriebildung wird allerdings durch ein gemeinsames Band zusammengehalten: das wissenschaftlich-politische Interesse an der Verfasstheit von Geschlechterverhältnissen und die Kritik an allen Formen von Macht und Herrschaft, die Frauen diskriminieren und deklassieren.« (S. 7) Bei allen Differenzen bilde also letztlich der (sozial-)politische Impetus der feministischen Bewegung die Grundlage und den Hintergrund jeder feministischen Theorie, und so hat der vorliegende Einführungsband dementsprechend einen sozialwissenschaftlichen Fokus. Dieser an der Empirie des Geschlechterverhältnisses orientierte Schwerpunkt mag durch die fachliche Herkunft der beiden Autorinnen begründet sein. Merkwürdig bleibt dennoch, dass die Autorinnen in ihrer Einleitung den brisantesten Aspekt der »inner-feministischen« Auseinandersetzung der 90er Jahre nicht erwähnen: dass nämlich ganze Teile der Debatte die ontologisch verankerte, natürlich gegebene

Existenz von Frauen und Männern überhaupt in Frage stellten oder ganz negierten, worin andere das Ende jeder Möglichkeit zur feministischen Kritik sahen. Obwohl die Autorinnen die besagten Theoriebeiträge im Verlauf des Buches dann vorstellen und diskutieren, wird das Ausmaß der teils erbitterten Auseinandersetzung und deren erhebliche Auswirkungen auf die feministische Bewegung dadurch unterschlagen und harmonisiert. Wer die Debatten der letzten Jahre verfolgt hat, kann die Autorinnen zu jenen Theoretikerinnen zählen, die voraussetzen, dass es Frauen und Männer »gibt«. Lediglich der häufig verwendete Begriff »Genus-Gruppen« oder ein in Anführungszeichen gesetztes »Frauen« (S. 11) deuten schon in der Einleitung an, dass sich in einschlägigen Beiträgen kaum noch einfach von ‚Frauen‘ und ‚Männern‘ sprechen lässt, weil das Geschlecht, als etwas, das Individuen »haben«, fragwürdig geworden ist und mehr und mehr als soziale Zuordnung erscheint.

Weil die feministische Debatte in den einzelnen Ländern ein unterschiedliches Bild zeigt, konzentriert sich die vorliegende Einführung auf Tendenzen im deutschsprachigen Raum. Dabei ist sie anhand der folgenden Frage organisiert: »Welche sozialen Konflikte machen eine Beschäftigung mit den strukturellen Folgen der gesellschaftlichen Unterdrückung von Frauen gegenüber Männern nötig, welcher Stellenwert kommt demgegenüber der Analyse sozialer Differenzen zwischen Frauen zu?« (S. 12) Die Einführung ist in vier Abschnitte gegliedert, deren erster und umfangreichster unter der Überschrift »Frauenforschung, Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnisforschung« die Entwicklung der geschlechtersensiblen empirischen und historischen Sozialwissenschaft nachzeichnet. (S. 14–62) Hätten die Forscherinnen in den siebziger und den achtziger Jahren

vor allem danach gefragt, ob Frauen und Männer sich nachweisbar unterscheiden lassen, sei es Ende der achtziger Jahre unter dem Einfluss der Ethnomethodologie auf theoretischer Ebene gelungen, offenzulegen, dass alltagsweltliche Vorurteile über weibliches und männliches Verhalten unüberlegt in soziologische Hypothesen eingingen. Daraus ergebe sich das bis heute nicht ausgeräumte Paradox, dass Frauenforschung geschlechtsspezifische Subjektpotenziale gleichzeitig erwarte und auch verwerfe. Die beide Genus-Gruppen vergleichend berücksichtigende Geschlechterforschung ist nach Becker-Schmidt aber dennoch keine Alternative zur Frauenforschung, da Frauenforschung immer die kulturelle Geschlechterordnung in ihre Analysen einbeziehen müsse. Die Bedeutung der Kategorie Geschlecht könne nur erkannt werden, wenn sie in ihrer »Relationalität« wahrgenommen werde.

In den drei anderen Kapiteln widmen sich die beiden Autorinnen der aktuellen internationalen feministischen Theoriebildung und ihrer Bedeutung für die deutschsprachige Diskussion. Das Kapitel »Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht« (S. 63–102) befasst sich mit dem Mitte der Achtziger Jahre einsetzenden Perspektivenwechsel, nach dem nicht länger die »großen Folgen‘ des ‚kleinen Unterschieds‘« befragt würden, sondern vielmehr die »großen Voraussetzungen der Unterscheidung zweier Geschlechter und Fragen der kulturellen Repräsentation von Geschlechterdifferenz« ins Zentrum des Interesses gerückt seien (S. 63). Folgende Denkrichtungen können laut Knapp als wichtigste Facetten der mit dem Paradigmenwechsel einsetzenden sogenannten Sex-Gender-Debatte gelten: die ethnomethodologisch-sozialkonstruktivistische Kritik der Unterscheidung von Sex und Gender, Judith Butlers »im deutschsprachigen Raum so viel Wirbel«

(S. 81) verursachende, auf die heterosexuelle Normierung des Begehrens blickende Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und Donna Haraways wissenschaftskritische Überlegungen zu einem postmodernen Naturbegriff, der Natur nicht vollends in Kultur auflöst.

Das dritte Kapitel »Achsen der Differenz – Strukturen der Ungleichheit« (S. 103–123) ist derjenigen Denkrichtung innerhalb der Sex-Gender-Debatte gewidmet, die die Differenzen innerhalb der Genus-Gruppen untersucht. Dabei seien wiederum zwei Strömungen zu unterscheiden: zum einen die identitätspolitisch argumentierende Minderheitenforschung, deren Bedeutung im anglo-amerikanischen Raum am größten ist, und zum anderen die Dekonstruktion, die jede Konstruktion kollektiver Identität kritisiert. Der Gefahr, dass die einseitige Betonung der Unterschiede unter Frauen die gesellschaftlich-politische Konfliktlinie des Geschlechterverhältnisses aus dem Blick geraten lasse, könne Knapp zufolge nur dadurch begegnet werden, dass beide Genus-Gruppen und deren Beziehung zueinander in die Untersuchungen einbezogen werden.

Im vierten und letzten Kapitel über »feministische Debatten zur Subjektkonstitution« (S. 124–142) gibt Becker-Schmidt einen Einblick in die Diskussion um die von der zweiten Frauenbewegung aufgeworfene Frage nach einer geschlechtsspezifischen Subjektivität. Für die theoretische Auseinandersetzung in diesem Zusammenhang seien die Schriften von Michel Foucault sowie die Psychoanalyse von Sigmund Freud von herausragender Bedeutung gewesen. Dabei sei die Untersuchung, wie Konflikte der geschlechtlichen Ungleichbehandlung psychisch verarbeitet oder wie Weiblichkeit und Männlichkeit verinnerlicht werden, kein Thema gesellschaftstheoretischer Geschlechterforschung. Becker-

Schmidt konstatiert, dass es bisher keiner feministischen Theorie hinreichend gelungen sei zu erklären, wie die Subjekte der Genus-Gruppen entstehen, woraus sich ein weites Untersuchungsfeld für eine »sozialpsychologische Frauenforschung« ergebe (S. 142).

Die vorliegende Einführung stellt einen informativen und gut lesbaren Einstieg in das heterogene Feld der interdisziplinär stark aufgefächerten feministischen Theoriebildung dar. Mit ihren zahlreichen Hinweisen zur aktuellen Literatur regt sie zudem zu vertiefender Lektüre an. In ihrer Schlussbemerkung machen die Autorinnen noch einmal deutlich, dass von einem Zeitalter des Postfeminismus oder einem »Bedeutungsverlust der Kategorie 'Geschlecht'« keine Rede sein kann. Vielmehr solle die gegenwärtige Konzentration auf diskursive Aspekte der Kategorie Geschlecht nicht dazu führen, dass die Bedeutung des Geschlechts für »die Strukturierung von Gruppenzugehörigkeit und Identitätszwängen, in der Distribution von Arbeit und Eigentum, für die Struktur von Anerkennungs- und Austauschverhältnissen, [...] die Verteilung bestimmter Formen von Gewalt, die Organisation von Sexualität und Generativität« (S. 143f) – kurz: die Bedeutung des Geschlechts für soziale Asymmetrien – aus den Augen verloren wird. Die Rückbindung der mitunter hermetisch-kom-

plexen aktuellen feministischen Theorie an eine Theorie der Gesellschaft würde gleichzeitig den Anschluss an die internationale Frauenbewegung wiederherstellen. Gerade vor diesem Hintergrund wäre es wünschenswert gewesen, wenn die Autorinnen die Gräben, die sich innerhalb der feministischen Debatte der 90er Jahre aufgetan haben, deutlicher hervorgehoben hätten. Haben sich – so die Autorinnen – auch »die mit Erscheinen von *Gender Trouble* hochgegangenen Wogen zumindest ein Stück weit geglättet« (S. 82), so gilt es doch, das kulturkritische Potenzial einer dekonstruktiven Selbstreflexion der feministischen Grundlagen zu wahren und weiterzudenken. Die Auffassung, dass Zweigeschlechtlichkeit und Geschlechtsidentität unter bestimmten Machtverhältnissen diskursiv und kulturell erzeugt werden, steht keineswegs im Widerspruch zur empirisch ausgerichteten, sozialgeschichtlich und ideologiekritisch argumentierenden Kritik des Geschlechterverhältnisses. Vielmehr öffnet sie erst in der Gänze den Blick dafür, wie durch und durch unsere Kultur geschlechtlich belegt ist, und welche durchschlagende, die Subjekte bis ins Innere bestimmende diskriminierende Wirksamkeit diese geschlechtliche Codierung hat.

Birte Giesler